Nr. 238. 36. Jahrgang. Montags-Ausgabe. Berlin, 13. Mai 1907

Berliner Tageblatt

mit „Zeitgeist“

Capua.

T. W. In der französischen Deputiertenkammer hat Jaurès vorgestern ein Strafgericht abgehalten. Mit seinem wogenden Pathos und mit jener großen Ehrlichkeit, die ihn von soviel strebsamen Geistern unterscheidet, hat er den beiden sozialistischen Ministern Briand und Viviani Verrat und Vergeßlichkeit vorgeworfen. Diese beiden haben, vor ihrer Ministerwerdung, das Elend unserer Weltordnung beklagt und kühne Forderungen erhoben. Jetzt, wo sie im Ministerwagen über die Boulevards rollen, scheint die Welt ihnen besser, und das Leben lächelt ihnen lieblich.

Herr Briand, der den keuschen Vornamen „Aristide“ führt, war in Saint-Etienne Advokat. Seinem reichen Temperament wollte die rhetorische Betätigung nicht genügen, und in Saint-Etienne galt er als ein heimlicher Don Juan. Der kaum mittelgroße Aristide hat nicht die leichte Eleganz der Pariser Frauenhelden, aber sein warmes Organ wirkt ungemein bestrickend. Bei der Durchführung des Trennungsgesetzes zeigte er Vorsicht und Umsicht, und selbst die Gegner sprachen mit respektvoller Anerkennung von seinem bedeutenden Talent. Seither wird sein ganzes Interesse von den subventionierten Theatern in Anspruch genommen, denn es gehört zu den Aufgaben eines Unterrichtsministers, diese Bühnen zu überwachen. Herr Briand erfüllt seine Pflicht mit musterhafter Hingebung, aber dieses viele Ueberwachen hat ihn wohl ein wenig entnervt.

Auch der andere Abtrünnige, Herr Viviani, ist ein sehr schlagfertiger Advokat. Er gehört, ähnlich wie Briand, zu den besten Rednern, und man sprach seit langen Jahren von seiner staatsmännischen Begabung. Alle Welt war überzeugt, daß Viviani Minister werden und an dem Reformwerke teilnehmen müßte, und Clemenceau schuf, ganz extra für Viviani, ein neues Ministerium: das Ministerium der Arbeit. Aber seit Viviani Minister der Arbeit ist, verachtet er die Arbeit des Ministers, und er zieht es vor, bei festlichen Banketten zu glänzen. Er schwärmt für soziale Reformen, die er niemals in Angriff nimmt. Und er hält die leidende Menschheit für genesen, wenn er auf ihre Gesundheit getrunken hat.

Diese beiden, Briand und Viviani, sind nicht die einzigen und auch nicht die ersten Minister, die den Reiz einer flüchtigen Herrlichkeit voll zu genießen streben. Hinter den Kulissen des Théâtre Français funkelte von jeher der feine Ministergeist, und der trockene Aktenstaub der Bureaus ist seit langem gemischt mit einem Hauch von Pomade de riz. Der französische Provinziale, der die politische Karriere gewählt und gelenkig den Gipfel der Macht erklommen hat, berauscht und zerreibt sich im Pariser Leben, und seit die schöne „Kalypso“, Thérésia Cabarrus, den Wohlfahrtstyrannen Tallien zähmte, haben viele kleine Hände viel große Staatsmänner entwaffnet. Der Löwentrotz erlischt, und die schwielige Kämpferfaust wird vom Manikure poliert und verzedelt. Und die Reformen sind schließlich das einzige, was nur nach platonisch geliebt wird.

In „Numa Roumestan“ hat Daudet — unvergänglich — diesen Typ des Politikers gezeichnet, und Jules Claretie hat, ein wenig vergänglicher, in „Monsieur le Ministre“ das Thema fortgesponnen. „Die Ministerien“, sagt der alte Denis Ramel in Clareties Roman, „sind umnebelt von einer Schwadron von Frauen umlagert, die vielleicht mehr bekleidet, aber nicht weniger gefährlich ist als die fliegende Schwadron der Medici. Unsere Provinzialen, ganz erstaunt, sich plötzlich an der Spitze des Pariser Lebens zu sehen, verlieren ein wenig den Verstand und stürzen sich mit maßlosem Appetit auf die ungewohnten Näschereien. Ob sie kraftvolle Minister, oder ideenreiche sind, ist gleich: die Frauen brauchen nicht lange, um sie der Kraft und der Ideen zu berauben . . .“

Wie der zürnende Hannibal zu seinen Kriegern sprach, die auf den vielgerühmten Lotterbetten Capuas verweichlichten, so sprach vorgestern Jaurès zu seinen ungetreuen Genossen. Er tadelte diese Abtrünnigen, die den Zukunftsstaat vergessen und sich im Gegenwartsstaat behaglich eingerichtet, und er mahnte an das verratene Ideal, an die nicht gehaltenen Versprechungen. Seine Rede war schön, aber sie blieb in den politischen Gedankenregionen, und vielleicht hat der alte Denis Ramel, in Clareties Roman, uns das Versagen soviel kühner Reformatoren doch noch besser erläutert. Paris ist wie eine große Mühle, die fortwährend produziert und zermalmt. Es braucht nicht lange, um die kraftvollen und die ideenreichen Minister „der Kraft und der Ideen zu berauben“.

Wien vor den Reichsratswahlen.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

⊙ Wien, 12. Mai.

In Wien macht sich diesmal eine größere Aufregung über die bevorstehenden Wahlen bemerkbar als gewöhnlich. Alle Kreise der Bevölkerung sind gespannt auf den Ausgang des Kampfes zwischen den Freisinnigen, den Christlich-Sozialen und den Sozialdemokraten. In 33 Wiener Wahlbezirken wurden noch heute vormittag zahlreiche Wählerversammlungen abgehalten. Die Christlich-Sozialen tragen große Zuversicht zur Schau und ergehen sich in Schmähungen gegen beide Gegenparteien. Aber sie sind nicht einmal der Wahl Luegers im Rathausviertel sicher und lassen ihn auch im Bezirk Hietzing kandidieren. Die Freisinnigen müssen in allen 19 Bezirken, für die sie Kandidaten aufgestellt haben, auf einen harten Kampf gefaßt sein, denn, wie die „Neue Freie Presse“ konstatiert, ist nur ein einziges Mandat im Quadviertel, das für Hofrat Kuranda, den Sohn des alten liberalen Publizisten, sicher. Dagegen sind zweifellos vierzehn Mandate für die Christlich-Sozialen sicher, allerdings nur ein einziges in der inneren Stadt. Die Sozialdemokraten können auf fünf Mandate in den äußeren Fabrikbezirken Wiens sicher rechnen.

Trotz ihrer numerischen Stärke werden die Christlich-Sozialen doch einen schweren Stand haben, da sie in dreizehn Bezirken die vereinigten Freisinnigen und Sozialdemokraten gegen sich haben. Schon jetzt werden alle Anstrengungen gemacht, um dadurch Luegers Wahl zu vereiteln. Die Stellung der Christlich-Sozialen ist in mehreren Bezirken seit den letzten Wahlen geschwächt, da das ursprüngliche Hauptlager Luegers, der Bezirk Margarethen, bei den letzten Gemeindewahlen sozialdemokratisch wählte. Dagegen kommt ihnen in der Leopoldstadt zugute, daß die Juden zum Teil für die Freisinnigen, zum Teil für ihre eigenen zionistischen Kandidaten sind. Entscheidend für die Freisinnigen wird sein, ob im Bezirk Alsergrund, im medizinischen Viertel Wiens, der liberale Kandidat Baron Stock durchdringt.

* **Aus Rumänien** kommen neuerdings wieder Meldungen über **Folterungen in den Gefängnissen.** Wie uns aus Czernowitz telegraphiert wird, ist Mihai Cogalniceanu, der Sohn des bedeutendsten rumänischen Staatsmannes, seit siebzehn Tagen in eine Dunkelzelle gesperrt und nimmt keine Nahrung zu sich, weil er befürchtet, daß dem Essen Gift beigemischt ist. Seine Frau hat beim Justizminister vorgesprochen, ohne ein Resultat zu erzielen. Der Unterrichtsminister Haret hat demissioniert.

Unruhen in Marrakesch.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Paris, 12. Mai.

In Marrakesch sind Unruhen ausgebrochen, über die einige Zeitungen sehr aufgeregte Telegramme veröffentlichen. Im Auswärtigen Amt teilt man als vorläufig feststehend folgendes mit: Durch drahtlose Telegraphie wurde von dem Kriegsschiff „Jeanne d'Arc“ gemeldet, daß der Stamm der Nehama in Marrakesch eingedrungen ist, und daß die Europäer mit Ausnahme der Deutschen die Stadt verlassen haben, um sich an die Küste zu begeben. Der englische Konsularagent hat Marrakesch am Donnerstag verlassen müssen. Noch am 8. Mai hatte der französische Konsul in Mogador von dem Gouverneur Mulai Hafid einen Brief erhalten, in dem über die Lage durchaus beruhigende Versicherungen gemacht wurden. Die Bewegung ist nicht etwa durch die Besetzung von Udschda, sondern vielmehr durch das Fehlen jeder Autorität in Marrakesch veranlaßt worden. — So weit die amtliche Nachricht. Da die Deutschen in der Stadt geblieben sind, kann man wohl annehmen, daß auch diese Meldung, wie das meiste, was aus Marokko berichtet wird, stark übertrieben ist.

Der Prinz von Asturien.

(Telegramm unseres Korrespondenten.)

Madrid, 12. Mai.

Die Geburt des Thronerben bildet fortgesetzt den alleinigen Gesprächsstoff. Als der König sich gestern auf dem Schloßbalkon zeigte, war er Gegenstand großer Ovationen. Gestern fand auch ein feierliches Tedeum in der Schloßkirche statt. Das genaue Datum der Taufe ist noch nicht bestimmt. Der Thronerbe erhält den Aufnamen Alfons. Unter den Taufnamen soll sich auch der Name Eduard befinden. Alle spanischen Bischöfe treffen zum Taufakt in Madrid ein. Der Stadtrat beschloß, eine Almosenverteilung, ein Feuerwerk und andere öffentliche Belustigungen zu veranstalten. Der König gab 40,000 Pesetas für die Armen. Die Königin und der kleine Prinz sind wohlauf.

* * *

Madrid, 12. Mai. (W. T. B.) Die Eintragung des Prinzen von Asturien in das Standesamtsregister fand heute vormittag 11 Uhr im Palast statt. Der Prinz erhielt die Vornamen Alfonso, Pio, Christino, Eduardo und zahlreiche andere. Zeugen waren Prinz Carlos als Vertreter der Familie, Maura als Vertreter der Regierung, Azcarraga als Vertreter des Senats, Canalejas als Vertreter der Kammer und Herzog de Sotomayor in seiner Eigenschaft als Majordomus major des königlichen Palastes. Canalejas teilte mit, daß der König von England telegraphisch seinen Wunsch ausgedrückt habe, Taufpate zu sein. Ihm sei geantwortet, daß man bedaure, seinem Wunsche nicht entsprechen zu können, da der Papst schon darum gebeten habe, Pate zu sein. Der Taufakt, der nächsten Dienstag stattfinden sollte, wird auf unbestimmte Zeit verschoben, da der König beabsichtigt, der Zeremonie einen besonders feierlichen Charakter zu geben.

Madrid, 12. Mai. (W. T. B.) Nach einer Meldung aus Vitoria kam es dort gestern zu Zusammenstößen zwischen Karlisten und Republikanern. Letztere richteten im karlistischen Vereinslokal und in einer karlistischen Zeitungsdruckerei arge Verwüstungen an. Die Menge wurde schließlich durch Schutzmannschaft zerstreut. Der Polizeiinspektor erlitt leichte Verletzungen.

Kaisertage in Wiesbaden.

(Von unserem Spezial-Berichterstatter.)

Wiesbaden, 12. Mai.

Der geschätzte Landsmann, dem ich bereits auf dem Bahnhof begegnete, einer aus dem ehrwürdigen, nie aussterbenden Stamme der „Wießmacher“, steckte sofort jenes Gesicht auf, mit dem eine gewisse Menschenklasse gar zu gern sich selbst und noch lieber dem anderen den glorreichsten Sommer in den Winter allgemeinen Mißvergnügens verwandelt. „Scheene Zeit ham Se sich da ausgesucht,“ sagte er, während er mich so lange festhielt, bis meine Kofferträger andere Kundschaft gefunden hatten. „Vorje Woche sind de Leite scharenweise wieder abjereist. Nejen und Nejen!“ „Aber, es ist ja das schönste Wetter,“ wagte ich dem Schwarzseher zu erwidern. „Jawoll: heiß is et. Also noch schlimmer.“ Er ließ sich nicht einschüchtern. „Die Leute sind auch nich alle so vernünjt wie ich. Det Hurra beim Einzug war man sehr leise: aber sehr! Den Kaiser hab ich noch nie so ernst jesehen. Na, und Kofferträjer kriejen Sie ja ock kennen. Sehn Se? Dem lassen Se sich man die Zeit nich lang wern. Ich seh Sie schon noch.“ Und fröhlich lächelnd ging der Gemütsmensch seines Weges, um anderen Kompatrioten den Einzug in Wiesbaden gleich genußreich zu gestalten.

Aber ich weite jede Summe, daß auch den anderen Versuchskaninchen meines essigsauren, gallenbeschwerten Berliners der durch ihn erzeugte Anflug zur Mißlaune so schnell verscheucht wurde wie mir. Dafür sorgt Wiesbaden selbst in der ersten Minute, da man an so einem weichen, klaren Maitage mit silbern schimmernden Lüften und einem zart streichelnden Winde seine Bekanntschaft macht oder erneuert. Es steht fest, daß, wenn einmal die ewige Sehnsucht des offiziösen Deutschland nach prangenden, pompösen, prunkenden Feierlichkeiten die Gründung einer „Feststadt“ durchgesetzt hat, deren Aufgabe es lediglich sein wird, dem Bedürfnis nach Hochs, Hurras und Schaugepränge mit neuen Arrangements und neuen Ideen zu dienen: es steht fest, daß man dann an Wiesbaden nicht vorbeikommen wird. Schon der Eintritt in diese Stadt ist jetzt durch ein verschmitztes Bündnis zwischen Natur und Menschheit so raffiniert arrangiert worden, daß auch der Mensch, der angesichts der größten Herrlichkeiten seine Aufzeichnungen über die Nachtseiten der sozialen Frage aus der Rocktasche zu holen pflegt, hier einfach das Bedürfnis verspüren muß, sofort den Frack anzuziehen, Vereinsvorsitzender zu werden und ein Festlied anzustimmen. Da hat man den neuen Bahnhof hingesetzt mit seinen weiten, leuchtenden Hallen, in deren Glasbedachungen sich das Licht fängt, um dann in flimmernden Fluten weiter hinab ins Innere der Räume vorzudringen. Und der letzte Schritt in diesem Gebäude ist zugleich der erste vor eine Perspektive von strahlendem Glanz und holdester Anmut. Denn nun sieht man Wiesbaden, eingespannt in den Rahmen der niedrigen, gleichmäßig gewölbten Taunushügel, die wie ein bläulichgraues Edelsteingeschmeide sich dem Körper der Gartenstadt anschmeicheln. Aus dem feinen, gazedünnen Dunst strecken die „Schlösser“ die flaggengeschmückten Köpfe hoch; und man wird nicht nachdenklicher gestimmt, auch wenn man weiß, daß diese Paläste im Grunde Pensionen sind, deren Leiter fromme Arbeit haben, um in den kurzen Monaten der lebenden für die vielen und langen der toten Saison materiell vorzusorgen. Ein bestrickendes Bild, zumal wenn der Mai in verschwenderischer Gebelaune seine liebste Wappenfarbe, sein goldiges Grün dem Farbendurcheinander reichlich beimengt. . . .

Aber die Bevölkerung Wiesbadens, der ortseingesessene Trupp der Nationalen und die ständig ab- und zureisende Schar der Internationalen weiß auch, wie man Feste feiern muß: nämlich mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzem Vermögen. Wie die Wiesbadener Buchhandlungen zurzeit die Fensterauslagen im wesentlichen mit Kaiserbildern, und zwar mit sehr schlechten, füllen, so dekorieren die derzeitigen Gäste Wiesbadens ihre Herzen mit der Ueberzeugung, daß auch das Festefeiern eine Lebensaufgabe sein kann. Man muß das sehen, wie ein beweglicher Menschenschlag, bestehend aus Leuten, die sonst gern die Blasierten zu mimen pflegen, während des ganzen Tages zu den Fenstern des kleinen, verwitterten Schlosses hinaufspäht, in dem der Kaiser seine Hofburg etabliert hat. Man muß es sehen, wie diese Herrschaften, um abends beim Konsum der Krebse und der fingerdicken Spargel, die „Mutter Engel“ liefert, ihr Gesprächsthema zu haben, an jenem Engpaß Posto fassen, der die Schloßausfahrt mit der bunten Wilhelmsstraße verbindet, und dessen Engnis immer drei Dutzend Polizisten auf einmal hervorspeit, sobald ein „Ereignis“ im Werden ist. Man wird dabei recht gemütlich, vertraulich, und wenn man im jovial-badischen Idiom einander fragt: „Hascht ihn noch net g'sehn?“, so weiß man, wer mit diesem „ihn“ allein gemeint sein kann. Zwei Monokelmänner, vollbärtige, deutsche Würdenträger, denen das Frachende unter dem offenen Paletot hindurchschimmert, als sie sich den Weg durch die Massen bahnen, haben alle Mühe, das Fragengeschwirr „Wird er kommen?“ mit ihrem diplomatischen: „Was Gewisses weiß man nicht“ zu beschwichtigen. Endlich sperrt ein Kraftwagen an. Aber im Fond sitzt neben einem schlanken Leutnant „nur“ der Großherzog von Mecklenburg-Strelitz, müde, zusammengesunken, mit schwerem, grauen Bart, der ihm breit auf die Uhanka fällt: und die Walküre neben mir schreit aufs bitterste enttäuscht: „Aber da soll doch gleich . . .“ und beschließt ihre einundeinhalbstündige Wartezeit, indem sie, ihr Spazierstöckchen schwingend, davonrennt. Ihr Pech! Und wenige Minuten später führte das braune Auto den allerhöchsten Oberregisseur wirklich zum Hoftheater hinüber, wo er die Schauspieler bei den Hauptproben scharf herannimmt und in seinen Einwürfen sehr aktiv wird. Das Publikum aber war vergnügt, als es die funkelnde Kürassierhelmspitze wieder einmal gesehen hatte, lief in kleineren Schwärmen auseinander und verteilte sich über die Wilhelmstraße hin, an dem Denkmal des dichtenden Schiller vorüber, der Otto Sommerstorff immer ähnlicher wird, und tief hinein ins Kastaniendickicht, unter die hochaufsteigenden, saftgrünen Blätterkuppeln, aus denen die Blütenkerzen schneefarben hervortauchen. Hier tummelt sich nun der Korso, straßauf, straßab, und man trifft ebenso den Verbesserer Christoph v. Glucks und Karl Maria v. Webers, den Hofkapellmeister Josef Schlaar, dessen Kopf dem des Reichskanzlers auffallend gleichsieht, wie Siegmund Lautenburgs Veteran Eugen Pansa, den kleinen, zappeligen Herrn, jetzt mit dem hochgesträubten Schnurrbart und dem Henriquatre am Kinn jenem Menschentyp unähnlich, der früher am Residenztheater die Domäne seiner künstlerischen Tätigkeit war . . . .

Der Mittelpunkt dieser durchweg in einer harmonischen Zuchtetonart abgestimmten Interessen ist das neue Kurhaus, dessen Entstehungsgeschichte und architektonisches Signalement bereits an dieser Stelle gegeben wurde. Dort